Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 221. Bromberg, den 29. Oktober 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Seine Logik war zwingend wie immer. Rasch und notdürftig verbanden sie die ärgsten Wunden. Während sie zum Aufbruch rüsteten, umkreiste Blitz das Feuer mit geiferndem Rachen; er lauerte, ob nicht einer der Männer sich in die Nacht hinauswagen würde.

Sie brachen auf und zogen flußabwärts, entgegengesetzt der Richtung, die das Mädchen eingeschlagen hatte. Blitz verfolgte sie nicht weiter, er wollte das Mädchen wieder erreichen. Er folgte ihrer warmen Spur nahezu eine Meile weit, ehe er sie einholte.

Sie hielt Blitz für tot. Sie hatte gesehen, wie verzweifelt er gekämpft hatte, damit sie ihren Verfolgern entkommen könne. Nach den Schüssen war er verschwunden. Entsetzt fuhr sie zusammen, als plötzlich eine kalte Schnauze ihre Hand berührte. Aber das aufgeregte Winseln sagte ihr, daß es Blitz sei, lebend und heil. Sie fiel auf die Knie, zog den Hund an sich und innige Dankesworte kamen mit Schluchzen vermengt über ihre Lippen.

Doch rasch erhob sie sich wieder, um weiter zu eilen. Sie wagte nicht anzunehmen, daß die Verfolgung zu Ende sei. Endlich, endlich schloß sie die Tür der Hütte hinter sich ab. Ein heftiger Regen ging jetzt von neuem nieder, der ihre Spur vollkommen verwischte. Sie legte sich erschöpft nieder und horchte angstvoll auf einen Laut ihrer Verfolger. Aber es war nichts zu hören als das eintönige Rauschen des Regens und erst gegen Morgen fand sie Schlaf.

Als sie die Augen öffnete, war es schon heller Tag. Blitz lag ruhig und friedlich in einer Ecke, also konnten die Männer unmöglich in der Nähe sein. Er kratzte an der Türe, sie ließ ihn hinaus.

Sogleich eilte Blitz an den Schauplatz des gestrigen Kampfes. Er umkreiste vorsichtig den Ort, seine Nase war in lebhafter Tätigkeit. Nichts als der unangenehme Geruch des erstickten Lagerfeuers war zu spüren. Der Regen hatte auch die geringste Andeutung menschlichen Geruches weggewaschen. Als er ganz nahe herangekommen war, roch er das Blut, das nachts vorher hier vergossen worden war und den feuchten Waldboden befleckte.

Eine Meile weit folgte er der Fährte, dann beruhigte er sich und machte sich auf, Nahrung zu schaffen. Eine Stunde später war er bereits mit einem Huhn im Maul zur Hütte zurückgekehrt.

Das Mädchen wagte es nicht, die Hütte noch einmal zu verlassen. Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Männer irgendwie mit dem Ausbleiben Kinneys in Zusammenhang stünden. Zu ihrer Unruhe über sein Schicksal gesellte sich nun auch die Sorge um einen Mann, den sie nie gesehen hatte — um Moran, Blitz' Eigentümer. Damals in jener hellen Mondnacht, als Blitz zum erstenmal vor ihr erschienen war, hatte Kinney behauptet, der Hund würde Moran nie verlassen, und doch war Blitz bis heute bei ihr geblieben. Was sie stets am meisten befürchtet hatte, war, daß Blitz sie eines Tages im Stich lassen und zu seinem Herrn zurückkehren könnte. Aber noch immer harrte er bei ihr aus. Sie konnte nicht glauben, daß er so ohne weiteres den Mann verließ, der ihn aufgezogen hatte. Also mußte Moran etwas zugestoßen sein.

Dieser Gedanke peinigte sie ständig und ihre Gespräche mit dem Hund hatten hauptsächlich diese Sorge zum Gegenstand. Die häufige Wiederholung von Morans Namen weckte alte Erinnerungen in Blitz. Er hatte seinen Herrn keineswegs vergessen, aber es war doch mehr ein unbestimmtes Sehnen als ein klares Bild, das in ihm zurückgeblieben war.

Des Menschen verläßlichster Sinn ist der Gesichtssinn, und mit diesem vermag er die Erinnerung an ein fernes geliebtes Wesen durch die geistige Vorstellung der Gesichtszüge festzuhalten. Hunde jedoch bewahren sich anstatt dieses Bildes eine Erinnerung, die ein Gemisch von Aussehen, Geruch und Stimme ist, wobei Geruch und Stimme am lebendigsten nachwirken. Das erklärt es auch, warum der Hund manchesmal bei der Annäherung seines Herrn zu bellen beginnt und ihn erst aus nächster Nähe erkennt, wenn der vertraute Geruch oder der Klang der Stimme ihre Wirkung tun.

Und auch hier war es der Klang — der Name Moran —, der Blitz in Erregung versetzte. Sooft der Name aus des Mädchens Munde kam, regte sich das schlummernde Verlangen nach seinem Herrn. Und ein Klang war es auch, der ihn eines Tages bewog, alles andere im Stich zu lassen und einem fernen Ton nachzuforschen, der ihn merkwürdig vertraut berührte.

Eben lungerte er auf einem Abhang herum, wo er zu jagen pflegte, als ein schwacher Laut an sein Ohr schlug — ein menschlicher Laut. Er spitzte die Ohren und in höchster Aufregung schlich er vorwärts. Es war ein Mann, der pfiff, und die Melodie war eine solche, wie sie Moran auf seinen einsamen Streifzügen ohne Unterlaß zu pfeifen pflegte. Rasch lief Blitz in die Richtung, aus der das Pfeifen kam.

*

Elftes Kapitel.

Moran war ein Mann, dem die Welt die Feststellung einer Reihe interessanter Tatsachen verdankt. Er hat das Geheimnis der „verlorenen Herde" enthüllt, das ein halbes Jahrhundert lang viel Kopfzerbrechen verursacht hatte. Alles, was man bis heute über den Zwergfuchs weiß, ist das Ergebnis von Morans Forschungen. Er war es auch, der ein für allemal die Identität des grauen Büffelwolfes mit dem sogenannten Lobo nachgewiesen hat.

Vom Norden waren plötzlich mächtige Tiere herabgekommen, und es ging das Gerücht, der Elch sei zum erstenmal in den Bibersümpfen des Thoroughfare gesehen worden. Unser Moran nun war eben auf dem Wege nach dem „Land der vielen Flüsse", um sich zu überzeugen, ob es sich hier um eine neue Gattung des Elchs oder bloß um eine aus dem Norden hierher versprengte Herde handelte.

Weit oben am Seclusion Creek lag er in seine Decken gehüllt, den Kopf aufgestützt und lauschte den nächtlichen Stimmen, die er so sehr liebte und die er schon allzu lange Zeit hatte entbehren müssen. Das Bellen einer Elchkuh drang aus dem Gehölz, aus der Richtung flußabwärts kam das schrille Staccato eines Coyoten, das weiter oben Antwort fand; ein Uhu schrie auf einer Felswand über seinem Haupte, um das weitentfernte Weibchen zu locken. Diese Rufe, der Inbegriff von Öde und Verlassenheit für die meisten Menschen, waren für Moran altbekannte Freundesstimmen.

Da trat mit einem Schlage Stille ein. Minutenlang erhob kein Lebewesen seine Stimme. Moran hatte nichts

gehört, was dieses plötzliche Verstummen erklären konnte, aber er wußte, daß die Tierwelt der Berge Geräusche vernimmt, für die das Ohr des Menschen zu stumpf ist. Für dieses unvermittelte Aufhören der tierischen Zwiesprache, dieses völlige Verstummen jedweden Lautes, kannte Moran nur eine Erklärung: irgendwo mußte ein Wolf geheult haben! So sicher war das für ihn, als hätten seine eigenen Ohren es gehört. Aber gleichzeitig war es ihm auch wohlbekannt, daß Wölfe diese Gegend nicht heimzusuchen pflegten. Es konnte nur ein vagabundierender Geselle sein, der zufällig hierher geraten war.

Frühmorgens rollte er seine Decken zusammen und nach einem tüchtigen Marsche stand er zu Mittag bereits auf der Höhe des Rampart-Passes. Die schroffen Massen der Rainbow Peaks, die zackigen Sägezähne der Tetons und andere ferne Gebirgszüge, die im „Land der vielen Flüsse“ aufragen, zeigten sich am Horizont. Dunkle Schlünde unterbrachen die scharfen Konturen dieses steinernen Walles, es waren die wilden Schluchten, durch die sich die zahlreichen Wasserläufe ins Tiefland stürzten.

An den exponierten, schneefreien Stellen zeigte sich der Südhang der Wasserscheide braun gestreift. Moran folgte einem langen Grat, der sich bis weit unter die Baumgrenze hinabschwang; der kahle Kamm hob sich scharf von den Bäumen ab und schob sich wie ein Keil in das saftige Grün des Nadelwaldes.

Als er mitten durch das Gehölz marschierte, flogen drei Häher über seinem Kopfe auf, deren unheimliches Gekrächz die Luft zerriß. Er beobachtete, wie sie sich in eine Lichtung hinabstürzten; ein Adler schwebte majestätisch aus dem Gewölk herab und eine Kette von schwatzenden Elstern flitzte von Baum zu Baum nach der gleichen Stelle hin. Von einer hohen Klippe schwangen sich zwei Raben, der eine unter heiserem Krächzen, während der andere eine Reihe klarer, gellender Pfiffe von sich gab, die jedesmal mit einem plötzlichen Knecks endeten, wie wenn ein scharfer Schlag auf den Schnabel den Pfiff kurz abgebrochen hätte.

Moran erriet sogleich, was diese gefiederte Versammlung bedeutete. Die fleischfressenden Vögel der Berge stellten sich zu einem Schmause ein. In der Lichtung mußte ein Aas liegen. Er bog ab, um die Sache zu untersuchen. Mit schwerem Flügelschlag entwichen die Aasvögel, als er nahe kam, und protestierten mit heiserer Stimme gegen diese Unterbrechung ihres Festmahls. In der Lichtung lag eine tote Elchkuh.

Nur drei Tiere gab es in diesen Bergen, die einen Elch töten konnten. Der Grizzly, der Berglöwe und der Wolf. Der Umstand, daß der Elch in einer Lichtung lag, schloß die erste Möglichkeit aus. Wenn der Grizzly tötet, was sehr selten der Fall ist, so beschleicht er sein Opfer nur im dichten, niedrigen Gehölz, um es aus nächster Nähe rasch anzufallen und durch rohe Kraft niederzuhämmern. Der Berglöwe hingegen stürzt sich auf den Rücken seiner Beute, schlägt seine Klauen tief durch Fell und Fleisch und reitet sein Opfer zu Tode, indem er die Zähne immer tiefer in seinen Nacken eingräbt.

Der Augenschein schloß Zweifel betreffs des Täters aus. Die durchbissenen Knieflechsen bewiesen, daß es ein Wolf gewesen sein mußte. Die vielen herumhüpfenden Vögel hatten die Spuren fast ganz verwischt, aber ein Fleck feuchter Erde hatte sie noch bewahrt. Moran stieß einen Pfiff der Überraschung aus. Er wollte seinen Augen nicht trauen bei der Feststellung, daß ein letzter Grauwolf noch immer in den Bergen sein Unwesen trieb.

Aus dem Winter war Moran in den Frühling herabgestiegen. Hier war jedes schneefreie Fleckchen grün und nur an den dunkelsten, geschütztesten Stellen des Gehölzes lagen hohe Schneewächten. Unter munterem Pfeifen setzte er seinen Weg fort.

Da hatte er plötzlich das Gefühl, daß ihn irgendetwas beobachte — ihn verfolge. Schon oft hatte er versucht, sich über dieses Gefühl Rechenschaft zu geben, das alle Menschen kennen, die viel in der freien Natur leben. Einmal nennen sie es „Gefühl“, einmal „Schlag“, gebildetere Leute bezeichnen es gerne als „Intuition“ und führen es auf einen geheimnisvollen und feinen sechsten Sinn zurück. Moran suchte stets nach einer natürlichen Erklärung aller Dinge.

Oft wenn er in den Bergen jagte oder umherkletterte, hatte er plötzlich die Empfindung, daß Wild in der Nähe sei. Zuzeiten wußte er sogar, was für ein Tier es war, Bär, Elch oder Rotwild, wie es sich gerade traf. Sooft er dann nachforschte, fand er entweder eine frische Bärenspur oder das warme Lager eines Elches oder Rehes, wenn das Tier selbst schon weit fort war. Ein starker Geruch schwebt stundenlang über dem verlassenen Lager eines großen Tieres, und aus nächster Nähe vermag sogar die Nase des Menschen den Unterschied zwischen dem Geruch des Rehes und des Elchs zu merken. Dieser Umstand hatte Morans Gedanken vor allem beschäftigt und in eine bestimmte Richtung geführt, bis er sich endlich seine eigene, befriedigende Theorie zurechtgelegt hatte.

In grauer Vorzeit wußte der Mensch ohne Zweifel seinen Geruchs- und Gehörsinn ebensogut zu gebrauchen wie die Tierwelt, sonst hätte er sich nicht am Leben erhalten können. Die langen Jahrhunderte der mangelnden Übung haben diese Sinne eingeschläfert, doch bis zu einem gewissen Grade funktionieren sie noch heute. Jeder schwache Geruch oder Laut — das Knacken eines Zweiges, der gedämpfte Ton ferner Schritte — zu flüchtig, um eine ausgesprochene Wirkung auf das Gehirn des heutigen Menschen auszuüben, teilt sich einer Gehirnzelle mit, die nur in solchen Augenblicken wach ist; ihre Tätigkeit ruft dann jenes vage Gefühl — „Schlag“ oder „Intuition“ — hervor, von dem alle Menschen zu erzählen wissen, die mit der Natur vertraut sind.

Das war Morans Lösung. Und während er durch den Wald schlenderte, hielt er seinen Kopf geradeaus gerichtet, schielte nur etwas nach rechts und links, um einen augenscheinlichen Beweis für das Vorhandensein dessen zu finden, was er fühlte. Seine Geduld wurde belohnt. Sein Blick erhaschte eine lange, graue Gestalt, die zwischen den Bäumen dahinhuschte, und dieser kurze Blick genügte, um zu erkennen, daß es ein Wolf sei. In das Gefühl der Genugtuung mischte sich heftige Überraschung.

Nie hatten die sonderbaren Geschichten von Tieren, die den Menschen nachgeschlichen wären, Glauben bei ihm gefunden, und stets hatte er für derlei Märchen das allzu phantasievolle Gehirn des Neulings in der Natur verantwortlich gemacht. In Gegenden, die von Menschen wenig besucht wurden, hatte sich ihm manchesmal aus reiner Neugierde ein Tier genähert; er hatte Rehe gesehen, die ganz nahe kamen und beim Anblick des sonderbaren Zweifüßlers aufgeregt stampften; viele solcher Beispiele hatte er erlebt, aber verfolgt werden, das war ihm etwas völlig Neues, noch dazu von einem Wolf, der einzigen Kreatur, die den Menschengeruch wie die Pest scheut. Es war geradezu unglaublich und stellte alle Überzeugungen, die er durch jahrelanges Studium gewonnen hatte, auf den Kopf.

Es mußte ein Hund sein! Moran machte kehrt, um die Fährte dieses merkwürdigen Tieres zu besehen. Die Spuren des Hundes und Wolfes sind einander zum Verwechseln ähnlich; die Wolfsspur ist unmerklich länger, aber manche Arten von Wolfshunden zeigen nicht einmal diesen Unterschied. Eines jedoch war zu bedenken: Charakteristisch für den Lauf des Wolfes ist es, daß er gleichmäßig, in gerader Linie einen Schritt vor den anderen setzt und nichts von dem schwankenden, unregelmäßigen Gang des Hundes zeigt. Manche Hunde wölfischer Abstammung erben sogar diesen Wolfsgang, und ein Blick auf die Fährte bewies Moran, daß es ein Hund solcher Art sein müsse.

Ein plötzlicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf:

„Blitz!“ rief er. „Blitz! Komm hervor! Du großer, grauer Schuft. Her zu mir!“

Es war ihm bekannt, daß man nach der Schießerei auf der Bar T Farm Blitz' Körper nie gefunden hatte. Der Wind River-Wolf war auf Nimmerwiedersehen aus dieser Gegend verschwunden und so hielt man Blitz für tot. Nun ergab sich die Wahrscheinlichkeit, daß er doch noch lebend davongekommen sei.

Im dichten Gehölz stand Blitz, am ganzen Leibe zuckend und zitternd. Zuerst das Pfeifen, dann die vertraute Erscheinung des Mannes und der Geruch, den er wiedererkannte, nun die vielgeliebte Stimme! Alle Sinne wirkten zusammen: Blitz war sicher, Moran vor sich zu haben. Machtvoll zog es ihn zu ihm hin, böse Erfahrung aber hatte ihn gelehrt, daß alle Menschen, auch frühere Freunde, ihm nach dem Leben trachteten.

Immer wieder umkreiste er die Stelle, wo sein Herr, auf einem Baumstumpf sitzend, nach ihm ausschaute. Wieder gelang es Moran, für einen Augenblick den schleichenden Schatten zu erspähen, in der Tat, es war Blitz!

Enger wurden die Kreise, Blitz hörte den freudigen Ton in des Mannes Stimme; Moran trug kein Gewehr, doch eine Pistolentasche hing an seiner Hüfte, und Blitz hatte alle Feuerwaffen fürchten gelernt. Schließlich stand er in voller Sicht aufgereckt und steif inmitten einer Lichtung.

Schritt für Schritt glitt er näher; er winselte, und es war das erstemal, daß Moran diesen Laut von ihm hörte. Als er nur mehr zehn Fuß von Moran entfernt war, wurden die widerstreitenden Gefühle in ihm so übermächtig, daß sein Kopf von einer Seite zur anderen schwankte und seine Zähne in wildem Schnappen zusammenschlugen. Zähnefletschend vor Erregung kam er auf Moran zu.

Jetzt endlich berührte ihn die Hand seines Herrn und jeder Zweifel war vorbei. In der rasenden Freude des Wiedersehens vergaß er all seine Würde und warf sich mit

seinem ganzen Gewicht so rücksichtslos auf Moran, daß er ihn fast über den Haufen geworfen hätte. Er mußte den Hund umklammern, um nicht hintenüber zu stürzen.

Nach Verlauf einer Stunde brach Moran wieder auf und Blitz hielt sich so eng an seiner Seite, daß er ihn fast berührte. Als sie an eine Stelle gelangten, wo mehrere enge Schluchten abzweigten, lief Blitz voraus und blieb an einer Öffnung im Felsengewirre stehen, durch die sich ein schmaler Wildpfad hinzog. Erwartungsvoll blickte er Moran an.

„Du denkst, es ist am besten, diesen Weg zu nehmen, alter Bursche?" sagte Moran. „Nun gut, wir wollen es versuchen!" Und Moran verfolgte den schwindelnden Pfad.

Nach einer Meile Weges sah Moran eine Unzahl Wolfsspuren.

„Du alter Räuber, treibst dich schon lange Zeit hier herum", sagte er.

Blitz bog ab und strebte durch das niedere Gehölz den Abhang hinan. Moran war nicht überrascht. Eine plötzliche Vermutung war in ihm erwacht, daß Blitz beweibt sei und ihn zu seiner Höhle führe. Er hielt zwar die Zeit schon für zu vorgerückt, als daß die Jungen noch in der Höhle sein sollten; auch war dies kein rechter Platz für eine Wolfshöhle, doch nichts war ausgeschlossen.

Gespannt wartete Blitz ab, ob sein Herr ihm folgen werde. Moran tat, als merke er nichts und ging weiter. Blitz winselte hinter ihm her, lief vor seine Füße und wandte sich abermals den Abhang hinauf.

„Was gibt's denn dort oben, Blitz?" fragte Moran. „Was willst du mir denn zeigen?" Er lachte in sich hinein, als er sich vorstellte, in welche Bestürzung sein Erscheinen die Wölfin versetzen mußte, wenn wirklich die Höhle dort oben war. Er folgte Blitz den Abhang empor; nach wenigen Minuten blieb er stehen und starrte ungläubig auf die Hütte. Sie war alt und moosbedeckt. Von Bewohnern keine Spur! Sie mußte der Zufluchtsort eines Einsiedlers sein — irgendeines Flüchtlings, der die Menschen mied.

(Fortsetzung folgt.)

Tote auf der Straße.

Zwei seltsame Begebenheiten.

Polizei und Justizbehörden in Bielefeld haben komplizierte Arbeit. Zwei Leichenfunde, von denen die Begleitumstände des einen so sonderbar sind wie die des anderen, geben ihnen Rätsel auf, und mit Recht ist die Bevölkerung in den umliegenden Wohnbezirken beunruhigt.

Der erste Fall betrifft eine Frau. Ein Arbeiter, der nach erledigter Nachtschicht am frühen Morgen seiner Behausung zustrebte, fand auf dem Wohngebiet von Brackwede zu seinem Entsetzen eine fast völlig verscharrte Frauenleiche. Brackwede ist ein etwa 12 000 Einwohner zählendes Industriedorf unmittelbar vor den Toren Bielefelds, am Eingang zur Senne. Bekannt ist eine Reihe großer Industriewerke der Leder-, Metall- und Textilindustrie. Von der Leiche, die auf der Baustelle eingescharrt war, ragten ein Unterarm und die Kniee aus der Erde hervor. Die sofort angestellten Ermittlungen führten zu seltsamen Ergebnissen. Es handelt sich um eine etwa 48jährige Frau, die wegen Geistesstörung in den Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel untergebracht war. Da sie durchaus ungefährlich war, so war sie ohne besondere Aufsicht. Am Abend hatte sie Bekannte in Bethel besucht, sich ordentlich verabschiedet und war dann die Nacht über verschwunden. Man fand sie am frühen Morgen als Leiche im Sande verscharrt. Fast fünfzig Zentimeter hoch lagen die Erdmassen auf ihrem Körper und Kopf. Nach eingehender Untersuchung kamen jedoch trotz der ungewöhnlichen Merkmale die Behörden zu dem Schluß, daß es sich hier um einen Selbstmord handelte, und zwar hatte sich die Frau in der Geistesverwirrung selbst eingescharrt und so den Erstickungstod gefunden.

Kaum hatte sich die Bevölkerung einigermaßen beruhigt, als in derselben Gegend ein neuer Vorfall die Gemüter erregt. Dieser zweite Fall betrifft einen Mann. Das Spiel des Zufalls will es, daß ebenfalls ein Insasse von Bethel das Opfer wurde. Drei Männer, darunter ein Chauffeur, lieferten früh um 3.30 Uhr im Möllerstift — einem Krankenhaus der Kupferhammer-Werke, der Familie des verstorbenen Handelsministers von Möller gehörig — einen Sterbenden ein, der schwere Verletzungen am Kopfe aufwies. Merkwürdigerweise hatte man die drei Männer nicht um die näheren Einzelheiten befragt, doch der Kraftfahrer hatte seinen Namen gesagt. Der Verletzte starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Man wußte, er hatte schwerverletzt auf der Straße gelegen. Man vermutete, er sei überfahren worden, da er — wie man sagt — betrunken war, wovon ein intensiver Alkoholgeruch zeugte. Der Tote wurde als der Arbeiter Clemens Springob aus Schür im Ruhrgebiet festgestellt, der in den Arbeitsstätten der Bodelschwinghschen Anstalten Aufnahme gefunden hatte.

Die Behörden schossen in ihren Ermittlungen zunächst weit daneben. Man suchte den Chauffeur; ihn hatte man in Verdacht.

Doch der Fall bekam plötzlich ein anderes, freilich um so geheimnisvolleres Gesicht, als sich sofort der Chauffeur meldete. Er war als außerordentlich zuverlässig bekannt, und überdies klärten seine eigenen Beobachtungen im Dunkel der Nacht den Fall mehr als die bisherigen Ermittlungen. Er bestritt, daß der Tote das Opfer eines Verkehrsunfalles geworden sei. Springob sei vielmehr geschlagen und erstochen worden; nach den Merkmalen beim Fund hätten ihn die Täter an die Fundstelle gebracht und dort niedergelegt. Die Kopfverletzungen rührten nämlich, wie der Chauffeur sofort festgestellt hatte, von schweren Schlägen und Stichen her. Er hatte ihn in Gegenwart mehrerer bereits um den Sterbenden stehender Personen gleich an Ort und Stelle untersucht und bestritt auch, daß jener betrunken gewesen sei; er habe nicht im geringsten nach Alkohol gerochen. Seine Kleidung und sein Körper waren auffallend sauber, und er hatte auch einen größeren Barbetrag bei sich. Er schaffte ihn dann sofort in das Krankenhaus.

Die scharfen Beobachtungen des Chauffeurs fanden sich zur eigenen Überraschung der Polizei bestätigt. Eine zweite Untersuchung ergab, daß es sich um Stich- und Schlagverletzungen handelte, und nun wurde auch auf einem nahen Hofe ein blutbeflecktes Messer gefunden.

Doch die näheren Umstände wurden nur geheimnisvoller. Irgend jemand wollte den Verletzten stehend gesehen haben, wie er sich vermutlich übergab und vor Schmerzen stöhnte. Auch im weiteren Verlauf der Tatbestände kann man interessante Beobachtungen der Volkspsyche machen. Noch mehr Leute haben erfahren, daß dort einer mit dem Tode rang, daß vermutlich ein schweres Verbrechen geschehen war, doch keiner hat sich darum gekümmert!

Dann war noch eine rätselhafte Frau. Eine gutgekleidete, offenbar verheiratete Dame aus dem eine halbe Stunde entfernten Bielefeld, die sich hier in der Nacht mutterseelenallein aufhielt und zuerst bei dem Schwerverletzten war. Wer war die Frau? Niemand weiß es. Der Chauffeur und die beiden anderen Männer sahen sie noch, sprachen auch mit ihr. Sie wollte schnell zu einem in der Nähe wohnenden Arzt laufen. Man wartete vergebens auf den Arzt. Die Frau hatte ihn nicht gerufen; sie hatte sich heimlich entfernt. Nach ihr hat dann der Chauffeur noch die Straßen mit seinem Wagen abgesucht. Durch den Wald muß sie geeilt sein . . .

Leute, die unmittelbar an der Fundstelle wohnen, sind stundenlang in der Nacht beunruhigt worden. Es wurde einmal geschrien, als ob jemand geschlagen wurde. Es fuhr auch ein Auto herbei, hielt an der Fundstelle und fuhr wieder davon. War darin der Sterbende . . . ? Dann, gegen zwei Uhr, klopfte es bei den Einwohnern an das Fenster. Eine Frauenstimme ließ sich draußen hören: „Hier liegt einer, der stirbt." Dann hörte man die Frau nicht mehr. Um 3.30 Uhr fanden den Verletzten andere. So starb einer mitten unter Menschen, starb nicht einmal still, und niemand weiß, wie ihm geschah.

Ein Fall wie der andere ist voller Rätsel. Wer sind die Mörder? Wer ist jene Frau, die — auf eigenen Wegen — durch einen unglücklichen Zufall auf den Sterbenden stieß . . . ? Sonderbare Zusammenhänge! H. W.

Wie sie in Wirklichkeit heißen.

Der bürgerliche und der Bühnenname von Künstlern.

Von Hanns Marschall.

Es ist bekannt, daß Schriftsteller und Dichter, Komponisten und alle ausübenden Künstler sich einen anderen Namen beilegten, wenn sie mit ihren Werken oder selbst an die Öffentlichkeit traten. So hieß Voltaire mit richtigem Namen: François Marie Arouet. Der bekannte italienische Dichter Gabriele d'Annunzio, der in der letzten Zeit viel von sich reden machte, trägt als richtigen Namen Rapagnetta (zu deutsch: Rübchen). Der bekannte Berliner Schauspieler Sommerstorf hieß schlicht: Müller, und die bekannten Berliner Theaterdirektoren Gebrüder Rotter sind polizeilich als die Gebrüder Schaie gemeldet. Haben Sie auch einmal von einem Abraham als bahnbrechendem Leiter im Theaterleben gehört? — Nein, gewiß nicht! Und doch gab es einen solchen, nur nannte er sich Brahm. Einer der erfolgreichsten Darsteller unseres heutigen Bühnenlebens

ist Max Adalbert, der richtig M. A. Krampf heißt und sich bei der Wahl seines Künstlernamens auf seine Vornamen beschränkt hat. Paul Morgan, der bekannte Kabarettist, stammt aus Wien und sein Paß lautet auf Morgenstern. Maria Orska heißt Bindermann mit dem richtigen Mädchennamen, und die bekannte Tänzerin Grit Hegesa trägt den urdeutschen Namen Grete Schmidt, der schon öfter vorgekommen sein soll. Den gleichen wirklich unpersönlichen Namen hat übrigens die bekannte Filmdiva Erna Morena. Kennen Sie Hermine Pfleger? — Auch nicht! Nun, aber von Mia May werden Sie sicher schon einmal etwas gehört haben. Auch hier handelt es sich um eine und dieselbe Frau. Pola Negri, die vielgefeierte Künstlerin, hieß lange vor ihrer ersten Verheiratung schlicht Apollonia Chalupez, und Lya de Putti, die nach Amerika gegangen ist, wurde in der Schule mit dem echt Berliner Namen: „Amalie Janke" gerufen. Einen Namen hat sich in der Tanzkunst auch Olga Pierk gemacht. Sie kennen sie sicher als — Olga Desmond. Der bekannte Komiker Otto Reutter hat eine Kürzung seines richtigen Namens Pfützenreutter vorgenommen, als er zur Bühne ging. Lil Dagover, die Sie sicher schon in vielen Filmen gesehen haben, dürfen Sie getrost als Daghofer aussprechen, denn diese Schreibweise ist der durchaus richtige Name, den sie trägt und den sie seit ihrer Verheiratung angenommen hat. Wenn Sie den Namen Jean Moreau lasen, haben Sie oftmals gedacht, daß bei dem bekannten und beliebten Kabarettisten sicher eine französische Abstammung vorliegt? — Weit gefehlt! Jean Moreau heißt in Wirklichkeit nur Johannes Moskowitz. Daß Rudolf Nelson eigentlich Rudolf Levysohn heißt, ist bekannt. Zum Schluß sei noch der Gattin Friedrich Zelniks gedacht, die Sie bestimmt als Lya Mara kennen und schätzen. Auch dieser Name ist angenommen, denn Lya Mara heißt in Wirklichkeit Lissy Gerdowitsch.

Wie man das Gruseln erlernen kann.

Für 7 Schillinge 6 Pence durch die Unterwelt Londons.

Von unserem Londoner Mitarbeiter **Ch. Piper.**

Das ist die neueste Sensation, welche unternehmende Touristen-Gesellschaften den amerikanischen und kolonialen Besuchern bieten, mit denen jetzt jeder einlaufende Dampfer voll besetzt ist.

Ein abenteuerlicher Londoner Journalist, der eine solche Fahrt in einem großen Rundfahrt-Auto mitgemacht hat, schildert seine Eindrücke wie folgt:

China-Stadt war das erste Ziel der Tour, und als das lange, gedrängt voll besetzte Auto über das holprige Pflaster von Pennyfields rumpelte, schrie der Kondukteur durch sein Megaphon: „Hier, hinter den Fenstern mit den herabgelassenen Rolläden auf beiden Seiten, befinden sich die Opiumhöhlen. — Hier, rechts, liegt eine der berüchtigtsten Spielhöllen im ganzen Lime-House-Viertel. Hier verbringt John Chinaman seine Zeit und verschleudert sein Geld im Fan-tan, Puk-a-pu und anderen Glücksspielen des Ostens."

Aus den Schatten der China-Stadt hupte das Auto seine lärmende Bahn durch Whitechapel, und der Kondukteur zeigte auf allen Seiten auf Stätten des Lasters und Verbrechens. „Das ist der einzige Gin-Palast, der heute noch in London existiert. — Dort, in dem Hause, werden Matrosen allnächtlich mit Geheimmitteln betäubt und beraubt. — Dies ist die Stelle, wo „Jack der Aufschlitzer" seine Morde vollführte."

So ging es Schlag auf Schlag auf die Nerven der Passagiere nieder, und als wir das Londoner Ghetto erreichten, waren alle durch und durch erschüttert von dem enormen Umfange der Kriminalität und des Lasters, der in der größten Hauptstadt der Welt herrscht. „Armes London — arme Londoner! Gott sei Dank sind Newyork, Chicago, St. Louis, Melbourne, Sidney Muster an Tugendsamkeit."

Aus der dunklen Unterwelt des Eastend hupte das Auto westwärts nach der jazztollen „Schwarzen Kolonie", die an Tottenham Court Road grenzt. Hier lockten viele kleine Cafés. Die Klänge zerhackter, schriller, sogenannter Musik schnitten in die Ohren und peitschten die Nerven. Auffallend große, starke, in ihrer europäischen Kleidung wunderlich aussehende Äthiopier wandelten umher, aufgeputzte weiße Mädchen am Arm.

„London hat eine schwarze Bevölkerung von 17 000 Köpfen", verkündete das Megaphon. Um zwei schwarze Söhne Afrikas im Faustkampf sammelten sich gespannte Zuschauer und schon nahten sich drei Policemen. Weiter ging es. „Das hier ist Soho", erzählte unser Mann am Megaphon. „Man nennt es das Drogenland wegen des enormen Umfanges des Drogenhandels, der hier betrieben wird. — Wir sind nun im Londoner Montmartre. Hier können Sie Londons wirkliches Nachtleben beobachten. — Hier rechts ist einer unserer berühmtesten Nachtklubs, der schon öfter wie irgendein anderer Westend-Klub von der Polizei überfallen worden ist."

Langsam drang unser Auto durch ein wahres Labyrinth von engen Straßen bis sich ein Platz plötzlich weitete. „Piccadilly Circus", schrie unser Manager. „Die Nabe der Welt. Scotland Yard behauptet, wenn sie einen Verbrecher suchen, werden sie ihn hier am ehesten treffen — wenn sie lange genug warten. — Westminster-Brücke. Von hier aus genießen Sie nachts den schönsten Anblick von London und Themse. — Links sehen Sie die „Selbstmörder-Allee". Von dieser Strecke des Ufers haben sich Hunderte und Tausende verzweifelt in den Fluß gestürzt."

Gleich darauf hielt das Auto und wir waren wieder in der „Oberwelt", im stärksten Strom des Lebens.

Wer von den Passagieren möchte aber sagen, daß er für 7½ Schillinge nicht genug gesehen, nicht genug Wahrheit und Dichtung vernommen hat?

Diese sogenannten „Touren durch die Unterwelt" scheinen die populärsten von allen Londoner Rundfahrten zu werden. Es sind schon verschiedene weitere Autos in den Dienst gestellt und neue werden geliefert. Die Sache ist für die Touristenagenturen ein gutes Geschäft und auch für die Kondukteure, so daß der Wettbewerb um die Stellen scharf ist. Es sollen sich sogar schon viele echte Bürger der Unterwelt gemeldet haben, um die Führung durch die geheimsten Labyrinthe zu übernehmen.

St. Bureaukratius.

Auch außerhalb der sporttreibenden Kreise dürfte man schon vom Davis-Pokal und seiner Bedeutung für die tennisspielende Welt gehört haben. Diese berühmte Trophäe der Tenniswelt wurde in diesem Jahre von Frankreich gewonnen und traf kürzlich auf dem Dampfer „La France" aus Amerika in Le Havre ein. Eine große Schar begeisterter Anhänger des „weißen Sports" hatte die Reise von Paris nach Le Havre nicht gescheut, um einen Teil der siegreichen Mannschaft mit dem hart umstrittenen Siegespreis beim Eintreffen auf heimatlichem Boden zu begrüßen. Der Führer der Mannschaft zeigte schon von Bord aus der am Kai versammelten Menge den riesigen Pokal. Dann schickte man sich an, ihn im festlichen Zuge zur Bahn zu tragen, um ihn nach Paris zu bringen.

Doch man hatte die Rechnung ohne den Wirt, in diesem Falle ohne den französischen Zollbeamten in Le Havre gemacht. Dieser gewiß außerordentlich tüchtige Beamte hatte wohl schon einmal vom Tennissport, aber noch nichts vom Davispokal gehört. Für ihn handelte es sich hier einfach um ein Stück Silberarbeit, Wert 40 000 Franken, denn auf diesen Betrag lautete die Transportversicherung. Doch es gab noch eine weitere Schwierigkeit: Wem gehört der Pokal? Den Amerikanern offenbar nicht mehr, denn die hatten ihn gerade verloren. Den Franzosen aber auch nicht; diese hielten ihn zwar zur Zeit in Händen, müssen aber im kommenden Jahre wieder darum kämpfen, und es ist ungewiß, ob sie dann wieder den Sieg davon tragen werden. Man versuchte, dem Zöllner das Wesen eines Wanderpreises klar zu machen; vergebens, Wanderpreise standen nicht in seinen Listen, er brauchte sie also auch nicht zu kennen. Nach langen Verhandlungen kam er auf den rettenden Ausweg. Da es noch ungewiß ist, ob der Pokal im nächsten Jahre in Frankreich bleibt, handelt es sich um ein Stück, das nur zu vorübergehendem Aufenthalt eingeführt werden soll. Als „Durchfuhrgut" fällt es dann unter einen bestimmten Artikel des französischen Zolltarifs, und die Zollbehörde konnte, ohne ihr Gewissen zu belasten, die Einfuhr genehmigen.

Die französischen Tennisspieler, die sieben Jahre lang um diesen Pokal gekämpft haben, sollen recht lange Gesichter gemacht haben, als ihnen amtlich bescheinigt wurde, daß der Preis nur „zu vorübergehendem Aufenthalt" nach Frankreich gekommen sei.

Lustige Rundschau

* **Erdkunde.** „Neuseeland muß doch ein sehr kaltes Klima haben." — „Im Gegenteil, dort ist es sehr heiß." — „Das glauben Sie doch wohl selbst nicht. Aus Neuseeland kommt doch das Gefrierfleisch."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.